

fündunddreißig Jahre alt, aber ihre Schultern zeigten schon die Fülle einer alternden Frau. Donna Dolores war so schwer, daß man sie aus dem Wagen heben mußte. Sie erklimm, von ihrer Tochter und Miranda gestützt, keuchend den Perron des Hotels. Don Pedro war daran, sich zu rasieren. Er sah zugleich zum Fenster hinaus und zeigte ein griesgrämiges Gesicht: „Natürlich,“ brummte er, „ich habe kein Glück. Um vier Uhr wird die ganze Arena im Regen ersäuft sein.“

Miranda stand schon zum Ausgehen bereit. Sie war reizend anzusehen. Sie hatte nach der heutigen Mode die Haare kurz geschnitten und trug einen kleinen toqueartigen Strohhut, dazu ein leichtes Seidenkleid, braun mit karmin gemischt. Es stand außerordentlich gut zu ihrem dunkeln Haar, ihrem matten Teint und ihren großen etwas melancholischen Augen. Donna Dolores sagte: „Wo willst du hingehen, mein Kind?“ Miranda antwortete nicht. Da fuhr Donna Dolores fort: „Ich finde es nicht schicklich, daß ein junges Mädchen zum Toril geht. Ein junges Mädchen aus guter Familie begibt sich nicht in der Morgenfrühe in eine Gesellschaft von Bettlern und Gaunern, die wie hungrige Hunde die Plaza umlagern.“ „Dann geht sie eben nicht“, sagte Don Pedro. Miranda ging in ihr Zimmer nebenan. Donna Conchita und ihre Mutter begaben sich ebenfalls in ihr Appartement. Nach fünf Minuten klopfte Don Pedro an Mirandas Tür. Sie gingen zusammen die Treppe hinunter und stiegen in das Automobil, das rasch gegen die Anhöhe fuhr, wo die roten Ziegel der Arena in der Morgensonne leuchteten.

Don Pedro wandte sich in einen schmalen Gang, der zum Toril führte. In einem von einer mannshohen Mauer um-

gebenen Raum lagen seine sechs Tiere und kauten Gras. Rings um den Toril schwärmte eine Menge merkwürdiger Gestalten, halbwüchsige Burschen, die mit dem Stolz künftiger Matadore das Programm des Nachmittags diskutierten. Alte verlumpte Komparsen der Stierkämpfe, daneben einige Toreros, die auf Don Pedro zukamen und ihm untertänigst, als einem Menschen einer höheren Klasse, die Hand schüttelten.

Auf einem freien Platz waren Pferdehändler, die einem Piccador zwei alte brandmagere, halbblinde Schindmären verkaufen wollten. Der Piccador besah sich die beiden Pferde und spuckte verächtlich aus. Die Händler sprachen auf ihn ein. Die Tiere standen daneben mit gesenktem Kopf, hervorquellenden Rippen und bebenden Knien. Der Piccador ließ sich schließlich dazu bewegen, einen Sattel und eine Pike zu holen. Er warf sich mit einem Ruck auf das an allen Gliedern zitternde Pferd, hackte ihm die Sporen in die Lenden und rannte mit der Pike gegen die Mauer an. Das Pferd wurde von dem Anprall wie von einem Schlag auf den Kopf getroffen, stemmte beide Vorderbeine, wie ein Krampf fuhr es ihm durch den ganzen Körper. Es stand regungslos still.

„Deine Schindmähre ist nicht so übel“, sagte der Piccador. Sie gingen seitwärts.

Miranda hatte über die Mauer gesehen. Die Stiere sahen friedlich und fast harmlos aus. Zum ersten Male überkam das junge Mädchen der Gedanke, daß es schrecklich sei, diese Tiere zu martern. Wie etwas Kühles und Ängstliches bebt es in ihren Nerven. Doch die Spannung und die Neugier waren stärker. Sie freute sich unbändig, ein Schauspiel zu sehen, von dem sie während ihrer ganzen